

sequent durchgeführt. Stellen, die für das Übersetzen vom Lateinischen ins Deutsche wichtig sind, werden ebenfalls durch ein besonderes Symbol gekennzeichnet.

Für die sprachliche Textanalyse in der Oberstufe ist die Auflistung und Erklärung der kohärenzschaffenden Mittel eines Textes, z. B. der Konjunktionen, Pronomina, Zeitstufen sowie deren Veranschaulichung anhand verschiedenartiger Originaltexte sehr gut verwendbar (ebenso wie der Abschnitt über die Stilmittel und Verslehre).

Der Anhang enthält eine Übersicht über Zeitrechnung, Maße, Gewichte und Geld. Sehr nützlich für den Lateinunterricht ist die Übersicht über die römische Literatur vom Zwölftafelgesetz bis zum *corpus iuris civilis*, meist eine Wissenslücke des Schülers.

Im hinteren Deckel des Buches findet man auf minimalem Raum in großer Übersichtlichkeit nochmals die verschiedenen Deklinationen der Substantive und Adjektive, die Formen der Komparative und der Pronomina *is* und *qui* sowie die Formen sämtlicher Konjugationen auf einen Blick.

Zur Orientierung innerhalb des gesamten Buches sollen die Kopfleisten auf jeder Seite dienen, die der achthedrigen Menüleiste eines PC entsprechen. Das Ordnungsprinzip dieser Menüleiste ist jedoch nicht nachvollziehbar und droht, die an anderen Stellen erzielte Klarheit wieder in Frage zu stellen. Auch das Inhaltsverzeichnis hätte m. E. besser strukturiert werden können: die zentralen Überschriften sind optisch nicht gut von den Unterüberschriften abgesetzt, die Subsumtionen daher nicht gut erkennbar.

„Roma - Lateinische Grammatik“ ist durch die vielen verschiedenen Farbgebungen der Seiten äußerlich in hohem Maße ansprechend. Da Schüler gerade mit den alten Sprachen häufig Farblosigkeit schlechthin verbinden, ist diese Auflockerung nicht unerheblich. In der Diktion klar, in der Aufmachung ansprechend und didaktisch aufs Wesentliche reduziert - mit „Roma - Lateinische Grammatik“ ist eine Grammatik erschienen, die Schüler nicht nur auszugsweise ohne fremde Hilfe lesen und verstehen können.

BETTINA JÄCKEL, Berlin

*West, Martin: Die griechische Dichterin. Bild und Rolle. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1996. 48 S. (Lectio Teubneriana. 5; ISBN 3-519-07554-7).*

An griechischen Dichterinnen fallen uns gewöhnlich nicht sehr viele ein. Natürlich Sappho, dann noch Erinna, deren Existenz aber, auch von West, bezweifelt wird, Korinna, deren Lebenszeit bald ins 3. Jh. v. Chr. (so West), bald in Pindars Zeit datiert wird, und Telesilla, endlich Eudokia, Gemahlin Kaiser Theodosios' II., bereits an der Grenze zur byzantinischen Literatur. Dabei kommt West, wenn er historische und eher legendäre Gestalten zusammenfasst, auf die Zahl von 64, „von verschiedenen namenlosen Prophetinnen und Priesterinnen ganz zu schweigen“ (S.9).

Diese Dichterinnen arbeiteten aber unter völlig verschiedenen historischen Voraussetzungen. Zur Zeit Homers sei es völlig undenkbar gewesen, dass eine Frau etwa bei einem Festspiel oder auf dem Marktplatz als Rhapsodin aufgetreten wäre: das Reglement solcher Veranstaltungen habe, ebenso wie später bei Tragödien- und Komödienaufführungen, für Frauen einfach keinen Platz gehabt. So sei auch deswegen die These, die Odyssee sei von einer Frau verfasst worden, absurd. Die frühesten Dichtungen, habe man deswegen geglaubt, seien von Prophetinnen geschaffen. Die älteste Dichterin dagegen, die wir mit Namen nennen können, war vielleicht eine Megalostrata, die bei Alkman genannt wird, vielleicht Sappho, von der wir auf jeden Fall die ältesten Texte besitzen. West ist skeptisch gegenüber der verbreiteten Meinung, Sapphos Kreis sei auf einem dauerhaften Zusammensein, gar „lesbischer Liebe“, gegründet gewesen. Er denkt vielmehr an eine Gruppe, die zu einzelnen Gelegenheiten Lieder, für die nach altem Brauch ein weiblicher Chor gefordert war, komponiert, eingeübt und öffentlich aufgeführt habe.

Zunächst seien zwei bestimmte gesellschaftliche Rollen von Frauen in Griechenland mit dichterischer Tätigkeit assoziiert gewesen: die der Chorleiterin und die der Hetäre. Später, etwa seit der frühhellenistischen Zeit, habe sich diese Bindung gelockert; nur das Theater sei der Dichterin noch verschlossen geblieben. Es gebe Indizien, dass Frauenpoesie dadurch charakterisiert wurde, dass sie in sapphischem Dialekt geschrieben

wurde: das heißt „man treibt Frauenpoesie, und die Leute sollen es merken“ (S. 26). Das habe daran gelegen, dass die dichterischen Gattungen nicht mehr so eng wie in der klassischen Zeit mit gesellschaftlichen Institutionen und Veranstaltungen mit ihren Zwängen verbunden, sondern weit hin Buchpoesie geworden waren. Und ein weiterer Aspekt: für Frauen sei eine andere Dichtungsart als angemessen betrachtet worden als für Männer: diese seien an Homer zu messen, jene an Sappho, und Pindar sei nicht taugliches Vorbild für Frauendichtung.

Martin West hat uns in gewohnter philologischer Redlichkeit und Präzision ein Bild griechischer Dichterinnen gezeichnet, teilweise bewusst im Gegensatz zu feministischen Positionen. Ebenso wenig wie Frauendichtung ihm als Mann letztlich unzugänglich sei, würde jemand behaupten, dass Frauen den weit überwiegenden Teil der griechischen Dichtung, der ja von Männern geschrieben ist, nicht verstehen könnten. Maßstab sei allein, „die Sachen so zu sehen, wie sie sind“.

*Rapp, Christof: Vorsokratiker. München: Beck 1997. 279 S. 24,00 DM (Becksche Reihe. Denker. 539; ISBN 3-406-38938-4).*

Mit Bedacht dürfte Christof Rapp, Assistent am philosophischen Seminar der Universität Tübingen, sein Buch nicht „die“ Vorsokratiker genannt haben. Die Pythagoreer werden nur kurz betrachtet, Alkmaion von Kroton gar nicht erwähnt (wie einige weniger bekannte Vorsokratiker auch), und auch Xenophanes erhält nur wenig Platz. Offenbar schätzt Rapp ihren Beitrag zur Philosophie nicht sehr hoch ein. Von Pythagoras sagt er ausdrücklich, dass seine Lehren „nach Form und Inhalt kaum der rational verfahrenen Philosophie zuzuordnen“ seien, bei Xenophanes lässt er dies indirekt durchblicken, indem er ihn einzig unter der - eher negativ beantworteten - Fragestellung betrachtet, ob er Lehrer des Parmenides gewesen sein könne. Auch die Sophisten, die mindestens im zeitlichen Sinn tatsächlich nicht Vorsokratiker waren, betrachtet Rapp nicht.

In seiner sprachlichen und gedanklichen Klarheit und Stringenz glaubt man hier bisweilen ein englisches Buch vor sich zu haben, so sprachlich einfach und präzise ist es geschrieben. Auch er-

scheint es besonders der englischen Forschung verpflichtet. Rapp versucht, indem er Begriffe genau differenziert, Argumentationen scharfsinnig zu rekonstruieren versucht und auf ihre Stringenz und Stimmigkeit prüft, die Lehren der Vorsokratiker wiederzugewinnen. Nicht selten muss er hier bei lediglich Wahrscheinlichem oder sogar einem „*non liquet*“ stehenbleiben. Insbesondere Heraklit entzieht sich offenkundig einem solchen Zugriff, der auf strikte logische Konsequenz dringt; das Kapitel über ihn bleibt daher auch dasjenige, das am wenigsten befriedigt. Dafür treten die Leistungen der ionischen Naturphilosophen und von Parmenides um so deutlicher hervor, auch z. B. von Melissos von Samos, den Rapp pointiert als „Parmenides des kleinen Mannes“ (mit einem kleinen Fragezeichen dahinter, da er eben doch mehr war) charakterisiert.

Der geistesgeschichtliche Blickwinkel oder der hermeneutische Gadamer bleiben dabei unberücksichtigt. Pointiert formuliert, ist Rapps Arbeit unhistorisch; die Lehren der Philosophen werden prinzipiell rekonstruiert, dargestellt und geprüft, als seien es Denker von heute. Dafür haben wir ein Buch vor uns, das über den Versuch hinaus, die Lehre von Vorsokratikern wiederzugewinnen, ebenso gelesen werden kann als Vorhaben, anhand antiker ontologischer und kosmologischer Fragestellungen in die Metaphysik überhaupt einzuführen.

Wertvoll ist nicht zuletzt das Kapitel über die Wirkungsgeschichte, neben dem Abschnitt über die Auseinandersetzung mit den Vorsokratikern in der Neuzeit vor allem die zehn Seiten, auf denen Rapp darauf hinweist, dass Sokrates, Platon und Aristoteles keineswegs die Wasserscheide darstellen, die die antike Philosophie zerteilen, sondern, dass man eher von einem Kontinuum sprechen sollte: Platon und Aristoteles beziehen sich auf vorsokratische Fragestellungen und entwickeln sie weiter, Epikur greift auf Demokrit zurück, die Stoa wenigstens teilweise auf Heraklit, und wenn auch die Neuplatoniker aus den Lehren der Vorsokratiker nur das hervorheben, was zu ihren eigenen Lehren passt, so setzen sie sich doch ebenfalls mit ihnen auseinander.

Eine recht ausführliche Bibliographie mit neuester Literatur und ein Namens- und vor al-